

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**M. G., Burgheim**

**Besitz wird überbewertet**

Ein Einbrecher-Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# EINS

## *Türen und Schlösser oder: Warum es manchmal nicht gut ist, wenn man krieg, was man will*

In einem am Nil gelegenen Dorf, in dem ich mal eine Nacht verbrachte, gab es keine Schlösser an den Türen, ja manche Hütten hatten nicht mal eine Tür, und das in einer Gegend, wo ein riesiges Krokodil namens Gustave umherkroch und Menschen fraß. Zugegeben, ich schlief nicht gut, aber als ich wieder zu Hause war, konnte ich nicht anders, als mich über die Schlösser an unseren Türen zu wundern, und darüber, dass wir nicht nur eine Tür abschließen, sondern viele. Ein Gartentor oder das Tor einer Einfahrt, eine Haustür und dann noch die Wohnungstür, und, wenn wir völlig paranoid sind oder mit Idioten zusammenleben müssen, auch noch unsere Zimmertür. Und als ob das nicht reichte, bauen wir Zäune um uns herum, möglichst hohe, mit stählernen Spitzen oder Stacheldraht obendrauf, wohl wissend, dass jeder, der will, diese Zäune überwinden kann und sich schlimmstenfalls spielende Kinder daran verletzen werden.

Ich stellte mir vor, wie die Leute, die diese Schlösser kauften und anbrachten und ständig auf- und zusperrten, sich vorstellten, dass bei ihnen eingebrochen würde. Vielleicht träumten sie mit diebischer Freude davon, wie der Einbrecher nach langer schweißtreibender Arbeit frustriert aufgab, sich die Skimaske

vom Kopf zog und erschöpft durch die Dunkelheit davonstapfte, entschlossen, einen anderen Beruf zu ergreifen. Oder sie stellten sich vor, wie er sich des Nachts über sie beugte und mit seiner Taschenlampe blendete und sie zwang, den Tresor zu öffnen. Natürlich würde sich in diesem Tresor ein weiteres Schloss an einer Schatulle befinden, aber der Inhalt würde trotz allem gestohlen werden.

Ich stellte mir vor, wie diese Leute sich vorstellten, nach Hause zu kommen und zu bemerken, dass Einbrecher die Wohnung auf den Kopf gestellt hatten. Ich hatte über das Trauma der Opfer gelesen, über ihre Ängste, die tiefe Verunsicherung, die bei manchen sogar dazu führte, dass sie die Wohnung oder das Haus aufgaben. Es tatsächlich selbst zu erleben ist etwas völlig anderes – und mich traf es, als es mir passierte, besonders hart, zumal ich meinen Unterhalt, nun ja, selbst als Einbrecher verdiene.

Wir lebten in einem Mietshaus in Tempelhof, und Mutter und ich kamen gerade vom Einkaufen zurück. Ich hatte ein paar Jahre in einer anderen Stadt gelebt und war vorübergehend wieder bei meinen Eltern untergekommen. Der Geruch im Treppenhaus war derselbe wie in meiner Kindheit. Bohnerwachs, Staub, Linsensuppe, ein Hauch Farbe und undefinierbarer Muff. Es war wie ein Flashback, irgendwie beängstigend und gleichzeitig gut. Wir schleppten uns und unsere Einkäufe die Stufen hoch und schlossen die Wohnungstür auf.

Mutter ließ die Einkaufstüten fallen, fasste sich mit beiden Händen an den Kopf und sank schwer gegen die Wand. Sie war eine kleine dicke Frau Anfang sechzig und seit jeher ängstlich und hysterisch, was sie aber nicht davon abgehalten hatte, im über dreißigjährigen Ehekrieg mit meinem Vater die Stellung zu halten.

»Er hat schon wieder 'n Affen« war einer der Sätze, die sie in

ihrem Leben am häufigsten gebrauchte. Es klang zwar resigniert, war zugleich aber Ausdruck ihrer Unbeugsamkeit. »Bis dass der Tod euch scheidet.« Das galt in ihrer Generation noch etwas.

Nach dem Aufstieg in den dritten Stock war sie immer außer Puste. Diesmal hatte ich wirklich Angst, sie könnte umfallen. Hilflos streckte ich eine Hand nach ihr aus, ohne sie jedoch zu berühren, ohne zu wissen, was ich damit beabsichtigte. Wollte ich sie stützen, zurückhalten, sie davon abhalten zu schreien?

»Hilf mir mal mit der Jacke«, keuchte sie unerwartet sachlich. Schweißperlen standen ihr auf der Stirn. Ich stellte die Tasche, die ich noch in der rechten Hand hielt, ab, und fummelte nervös an ihrem Ärmel und Kragen herum.

Unsere guten alten vier Wände hatten mit einem Mal etwas Fremdes und Bedrohliches bekommen. Im Flur hielt sich das Chaos in Grenzen, auch in der Küche, aber das Wohnzimmer war völlig verwüstet. Keine Kissen mehr auf der Couch, kein Nippes mehr im Schrank, wie ich es seit Jahrzehnten gewohnt war, und der Fußboden war so zugemüllt, dass wir nicht wussten, wohin wir treten sollten. Unser Wohnzimmer war nicht mehr zu erkennen. Wir hätten genauso gut während eines Bruchs in einer anderen Wohnung stehen können, nur dass dann der Flachbildschirm und der neue DVD-Player nicht mehr an ihrem Platz gewesen wären, weil wir sie schon längst eingepackt hätten.

»Wo is denn Vadder?«, entfuhr es Mutter leise. Sie war ein paar Schritte gegangen, jetzt sank sie gegen den Türrahmen, eine Hand vor dem Mund, die Augen hinter den dicken Brillengläsern aufgerissen, was bei ihr etwas hieß, denn sie hatte kleine stumpfe Knopfaugen. Vater hatte sich nach dem Frühstück aufs Sofa gelegt, um die Zeit bis zum Mittagessen mit einem Nickerchen zu überbrücken und seinen Rausch auszuschlafen, während wir einkaufen gegangen waren. Jetzt hing nur noch der säuerliche Gestank von schalem Bier, Schnaps und altem Mann in der Luft.

Mutter nahm meinen Arm und seufzte abwechselnd »Alfie« und »O Gott«.

Alfie, das bin ich.

Nach zwei größeren Brüdern, die Jupp (eigentlich Josef) und Robert heißen, hatten sie für mich – und das im Jahr 1980! – den schönen Namen Alfred ausgesucht.

Langsam stapften wir durch die restlichen Zimmer, deren Böden über und über mit dem Inhalt unserer Schubladen und Schränke bedeckt waren. Vom Alten keine Spur. Zwar war ich erleichtert, ihn nicht mit eingeschlagenem Schädel neben dem Bett zu finden, aber sein Verschwinden warf andere beunruhigende Fragen auf.

Mein Vater Karlheinz war, solange ich denken kann, ein kleiner dicker Mann mit Glatze. Ich bin jetzt Ende zwanzig, das heißt, er muss mit knapp vierzig, als er mich gezeugt hat, schon so ausgesehen haben. Er war der Typ Mann, den eine Frau von heute erst gar nicht heiraten würde, ungepflegt und ungehobelt, zu dick, zu träge, zu oft betrunken und dabei noch wehleidig und cholerisch. Seine Hände waren schwielig, und das ganze Zimmer stank, sobald er seine Schuhe auszog. Mich traf der Schweißgestank als Kind immer als Erster, da ich ihm die Gummistiefel ausziehen durfte, wenn er von irgendeiner Baustelle nach Hause kam. Er hatte nie viel verdient und in den frühen Achtzigern binnen kurzer Zeit seine Arbeit und wegen wiederholter Trunkenheit am Steuer auch seinen Führerschein verloren. Seitdem musste er mit dem Mofa fahren, und wenn er da drauf saß, sah er ziemlich schlechtgelaunt aus. Das war ein Abstieg, den er nie ganz verwinden konnte. Man sollte meinen, dass jemand, der jahrzehntelang mit seinen Händen Geld verdient hatte, eine gewisse Geschicklichkeit besaß, aber nicht er. Wenn jemand zwei linke Hände voller Daumen besaß, dann war es mein Vater. Dementsprechend sah unser Keller aus, unser Schrebergarten, sein Mofa,

alles, worauf er seine Pranken legte, von Mutter mal abgesehen. Es war aber auch nicht verwunderlich, wenn man seine Wurstgriffel ansah, die juckten und zitterten, weil er sich die Nerven kaputtgesoffen hatte. Und es sprach nicht gerade für unsere Einbrecherbande, dass er unser Mann fürs Feine war.

»Es war eine Liebesheirat«, pflegte meine Mutter zu sagen, wenn wir auf ihre Beziehung zu sprechen kamen, und lächelte dabei verschmitzt, was sonst nicht ihre Art war. »Ich hab ihn gewollt. Ich hätte so manche gute Partie haben können, ich hatte einige Verehrer, das kannst du mir glauben, Alfie, aber nein, ich wollte deinen Vater. Und ich hab ihn bekommen.«

Mehr als einmal war ich versucht zu sagen, das zeige mal wieder, dass es nicht immer gut sei, zu kriegen, was man wolle, aber da sie das natürlich längst begriffen hatte, hielt ich den Mund.

Nun, jetzt war er weg, und ich hatte das dumme Gefühl, dass er diesmal nicht in einer Ausnüchterungszelle oder im Krankenhaus saß, um sich den zum x-ten Mal aufgeschlagenen Schädel nähen zu lassen. Nein, diesmal würden ihn nicht die Bullen mit mitleidigen Blicken nach Hause bringen, so wie vor zwanzig Jahren, als ich mehr als einmal ängstlich hinter meiner Mutter gestanden hatte, während sie ihn ablieferten, den reuigen Sünder, die Platzwunde unter einem dicken Pflaster versteckt, Blutflecken auf dem Hemd. Später, als aus mir ein Teenager mit Oberlippenflaum geworden war, hatten die Bullen nicht mehr mitleidig ausgesehen. Unserer dicken schwarzen Haare wegen hielten uns damals alle für Türken und fragten zweimal nach, wenn wir unseren Namen nannten, Bürger, weswegen ich später meinen bleichen Teint kultivierte. »Bür-Ger?«, fragten sie mit seltsamer Betonung, als handele es sich um einen türkischen Namen. Für mich waren die Bullen nie Freund und Helfer gewesen. Wenn sie auftauchten, bedeutete das Ärger, auch wenn sie eigentlich immer nur die Überbringer der schlechten Nachricht waren: Papas Auto ist ka-

putt, er blutet, er hat wieder Mist gebaut. Seitdem unsere Familie von Einbrüchen lebte, hatte sich unser Verhältnis natürlich nicht zum Besseren gewendet. Ich sah uns durch jene andere, piekfeine Wohnung tapen, in der der Ärger begonnen hatte, und hörte meine neunmalschlauen Worte: »Wir schnüffeln bei den Schnüfflern ...«

»Steh nicht rum!«, rief Mutter. Sie hatte vor mir die Fassung zurückgewonnen und stakste gerade von der Küche ins Wohnzimmer. Ich hasste Situationen wie diese. Unordnung, Dreck, meine Mutter und ich. Ich hatte mir geschworen, niemals wieder der kleine Junge zu sein – und jetzt stand ich hier.

»Wir müssen die Polizei rufen«, sagte sie, während sie Meißener Porzellanfiguren oder das, was davon übrig war, vom Boden aufsammete. »Die schöne Tänzerin, die war noch von Oma!« Ihre Stimme hatte wieder an Kraft gewonnen und den hohen, nervigen Ton angenommen, der mich seit meiner Kindheit dazu brachte, wegzuhören und mich so schnell wie möglich aus dem Staub zu machen. Doch jetzt ging beides nicht. Auf diesen schlauen Vorschlag hatte ich schon gewartet – nur wenn die halbe Wohnung aus heißer Ware besteht, ist es wenig ratsam, die Bullen zu rufen. Meine Mutter wusste davon nichts, genauso wenig, wie sie von dem anderen Unfug wusste, den ihre Männer trieben, und ich hatte nicht vor, es ihr jetzt zu sagen.

»Was glaubst du, was hier passiert ist?«, fragte ich sie und ging neben ihr auf die Knie, um ihr beim Aufsammeln der Scherben zu helfen.

Sie sah mich an, als hätte ich den Verstand verloren.

»Du glaubst, hier wurde eingebrochen, stimmt's?«, sagte ich so ruhig wie möglich. Um ehrlich zu sein, wunderte ich mich, dass sie nicht schon längst kreischend zu den Nachbarn gerannt war.

»Mensch, Alfie, was denn sonst?«

Seitdem ich mein Studium geschmissen hatte, sprach sie an-

ders mit mir. Ich war nicht mehr ihr Wunderknabe. Ich hatte sie enttäuscht. Als Kind wurde ich schon deshalb für schlau gehalten, weil ich zwei noch linkere Hände hatte als der Rest der Familie und bis zur vierten Klasse nicht sitzengeblieben war. Später entpuppte ich mich dann wirklich als das weiße Schaf, legte ein gutes Abitur hin und begann zu studieren, allerdings zum Leidwesen meines Vaters nicht Maschinenbau, sondern Germanistik und Anglistik auf Magister und später auf Lehramt, weil ich irgendwann keine Lust mehr hatte, andauernd zu erklären, was ich damit vorhatte, zumal ich es selbst nicht so genau wusste. Deutsch und Englisch, um auf Lebenszeit verbeamtet zu werden, das war allen einsichtig – dann würde die ganze Familie auf Staatskosten leben, die einen von Hartz IV oder einer mageren Rente und ich von meinem Beamtensalär. Aber dazu kam es nicht. Ich scheiterte in den Abschlussklausuren an Chomskys Transformationsgrammatik und an der Übersetzung eines *Times*-Artikels zur Normierung und Besteuerung von Salatgurken in der EU. Von einem Tag auf den anderen war ich noch schlechter für den Arbeitsmarkt qualifiziert als jeder andere in der Familie und hatte obendrein BAföG-Schulden von 40 000 Euro an der Backe.

»Hast du etwa Spuren an der Eingangstür gesehen?«, hakte ich nach. Uns war nämlich nichts aufgefallen, als wir angekommen waren. Meine Mutter schüttelte fast unmerklich den Kopf. »Nein. Also! Dann kannst du auch die Versicherung vergessen. Oder ist irgendwas gestohlen worden?« Ich zeigte auf unsere unterhaltungselektronischen Geräte. »Selbst der Laptop in meinem Zimmer ist noch da.«

»Aber das Haushaltsgeld in der Küche ist weg, und, wenn ich dich daran erinnern darf, dein Vater auch.«

»Und was heißt das? Vielleicht hat sich Vadder ja mit dem Geld aus dem Staub gemacht!«

»Alfie! Die paar Piepen. Und seit wann hinterlässt er so ein

Chaos. Dein Vater mag gelegentlich einen über den Durst trinken, aber ...«

»Er ist ein Säufer.«

»Aber er hat noch nie zu Hause randaliert oder mich oder euch geschlagen.«

»Fast nie.« Ich sah ihr in die Augen.

Sie wendete ihren Blick ab und erhob sich schwerfällig. »Manchmal denke ich, nicht oft genug, wenn ich sehe, was aus euch geworden ist.«

»Danke. Du willst also tatsächlich die Polizei rufen?«

Statt zu antworten, ließ sie sich erschöpft auf die Couch sinken und verpasste einem Kissen einen Handkantenschlag.

»Weißt du, wie hoch die Aufklärungsquote bei Wohnungseinbrüchen ist?«, fuhr ich fort. »Zehn bis zwanzig Prozent. Das ist nichts! Und dafür willst du den Nachbarn die Gelegenheit geben, wieder über uns herzuziehen?«

Damit schien ich einen Treffer gelandet zu haben. Ihr großes Bedürfnis, sich mit den Frauen aus der Nachbarschaft über die aufregende Neuigkeit auszutauschen und sich bei ihnen auszuheluen, konkurrierte mit ihrer Sehnsucht nach Normalität, danach, einmal ein paar Monate lang nicht negativ aufzufallen. Die Eltern meiner Mutter waren aus dem Sudetenland vertrieben worden, sie hatten drei Jahrzehnte in Nordhessen gelebt, wo Mutter auch Vater kennengelernt hatte. In den späten Siebzigern war sie dann mit ihm wegen eines Hausmeisterjobs und buckligen Verwandten nach Berlin gekommen. Mutter hatte ein starkes Verlangen nach Ruhe und Zugehörigkeit.

Sie sagte: »Aber das ist doch nicht einfach nur 'n Einbruch. Sie haben Vadder entführt.«

Ich rang mir ein Lachen ab. »Wer soll denn unseren Alten entführen? Da müsstest du noch Geld drauflegen. Komm, lass uns erst mal aufräumen. Vielleicht entdecken wir noch was.«

Aufräumen und Saubermachen waren schon immer Zauberworte für meine Mutter gewesen. Bevor sie arbeitslos geworden waren, hatte sie als Hausmeisterin mit Vater mehrere Häuser in der Nähe betreut. Ihre Arbeitsteilung hatte im Wesentlichen darin bestanden, dass er sich mit den Mietern anlegte und das Geld versoff, während sie versuchte, den totalen Kollaps zu verhindern. Ich ertappte sie jetzt noch gelegentlich dabei, wie sie versuchte, anderen Parteien im Haus Vorschriften zu machen.

»Wahrscheinlich hast du recht, und wir sollten erst mal abwarten.« Sie erhob sich schwerfällig und stellte die Überreste ihrer Porzellanfiguren in den Schrank. Manche davon hatte ich als Kind schon verstümmelt, sie war also an Pinguine ohne Schnabel und Elefanten ohne Rüssel gewöhnt.

»Wenn sie ihn wirklich entführt haben«, fuhr sie fort, »werden sie sich schon melden und ihre Forderungen stellen. Und im Fernsehen hört man ja immer wieder, dass sie keine Polizei wollen.«

Ich fand es befremdlich, sie solche Gedanken formulieren zu hören, aber meine eigenen Vermutungen gingen, ehrlich gesagt, in dieselbe Richtung. Wir hatten nämlich vor kurzem ein Ding gedreht, das womöglich eine Nummer zu groß gewesen war.

Die körperliche Arbeit beruhigte sie. Ich half ihr, die schweren Möbel wieder gerade zu rücken, und verdrückte mich dann, unter dem Vorwand, dort ebenfalls aufräumen zu wollen, in mein Zimmer. Auf dem Weg dorthin warf ich noch einen genaueren Blick auf die Eingangstür. Es gab wirklich nicht die geringste Spur von Fummelei am Schloss, geschweige denn von Gewalteinwirkung. Wahrscheinlich hatten sie einfach geklingelt, und Vadder hatte ihnen im Halbschlaf, gedankenlos wie er war, die Tür geöffnet. Vielleicht hatte er auch gedacht, dass wir es mit den Einkäufen waren. Mutter klingelte oft, um sich beim Tragen helfen zu lassen. Aber das konnten sie nicht wissen. Vielleicht hatten sie auch

eine junge Frau dabei, die unverdächtig aussah und sich als Zeitungsverkäuferin oder Ähnliches ausgegeben hatte. Vadder hätte sich zwar nie ein Abo andrehen lassen, aber durchaus die Gelegenheit genutzt, mit ihr zu flirten. Unsere Tür war zudem in keiner Weise gesichert gewesen, wir hatten sie einfach hinter uns zugezogen, als wir zum Einkaufen gegangen waren. Jeder, der sich im Internet über Sperrtechnik und Lockpicking informiert und ein paar Stunden im Hobbykeller geübt hatte oder einfach nur geschickt mit einer Kreditkarte oder einem Maurerspatel war, konnte sie öffnen, ohne eine von außen sichtbare Spur zu hinterlassen.

Meine Brüder waren zwölf und fünfzehn Jahre älter als ich und hatten gemeinsam das größere der beiden Kinderzimmer bewohnt. Sobald sie alt genug gewesen waren und ihr eigenes Geld verdient hatten, waren sie zusammen in eine eigene Wohnung gezogen, allerdings ganz in der Nähe, so dass Mutter vorbeikommen und weiterhin für sie putzen und waschen konnte. Trotzdem war es nicht lange gutgegangen. Robbser war zu extrovertiert und dominant, und Jupp wollte lieber seine Ruhe haben. Er blieb dann auch ziemlich lange Junggeselle, während Robbser bald geheiratet und zwei Töchter bekommen hatte, für die er gerade so viel Unterhalt zahlte, dass er ihnen in die Augen sehen konnte, wenn er sie traf, was nicht allzu häufig vorkam.

Mein altes Zimmer war zur Abstellkammer umfunktioniert worden, und ich war übergücklich ins Zimmer meiner Brüder gezogen, das mir trotz des sperrigen Doppelstockbettes immer riesig vorgekommen war. Inzwischen hatte sich meine Wahrnehmung geändert, denn das Zimmer hatte tatsächlich nur zwölf Quadratmeter, und ich war fast 28 und nur gezwungenermaßen nach Hause zurückgekehrt. Im Grunde war alles noch so, wie ich es als Neunzehnjähriger verlassen hatte, um in Westdeutschland

zu studieren. Ich hatte vom Staat den Förderungshöchstsatzen bekommen und war damit finanziell von meinen Eltern weitgehend unabhängig gewesen. In meinem Kinderzimmer hatte ich nur noch geschlafen, wenn ich zu Ostern, im Sommer und zu Weihnachten für ein paar Tage zu Besuch gekommen war. Noch immer hingen die Poster meines alten Ichs an den Wänden, von Bands wie Rush, Faith No More und Primus, und Filmen wie *Alien* und *Braindead*. Obwohl ich schon seit fast einem Jahr wieder hier wohnte, weigerte ich mich, sie abzuhängen. Ich wollte mich hier auf keinen Fall dauerhaft niederlassen und verbrachte so viel Zeit wie möglich bei meiner Freundin. Nessi hatte allerdings nur zwei Zimmer und wollte nicht mit mir zusammenziehen, bevor wir nicht eine erschwingliche schöne Dreizimmerwohnung gefunden hatten. Ein paar Nacktbilder, die ich von ihr geschossen hatte, lagen auf dem Boden. Ich fragte mich, ob Mutter sie gesehen hatte. Unter einem Haufen Bücher fand ich eine Vorratspackung Kondome und den Netzbody, den ich bei einem Bruch für Nessi hatte mitgehen lassen. Circa 100 Euro Bargeld, die ich wider besseres Wissen in meinem Nachttisch aufbewahrt hatte, waren verschwunden. Es gab so viele Schichten Chaos in meinem Zimmer, dass ich mir vorkam wie ein Archäologe. Tief vergraben fand ich ein altes Foto von mir und meinen Brüdern, das eigentlich auf meinem Nachttisch gestanden hatte. Rahmen und Glas waren zerbrochen. Ich fluchte. Wie konnte man nur so mit den Sachen anderer Leute umgehen. Das Bild zeigte Robbser als typischen Metalliker mit langem Pferdeschwanz und Black Sabbath-Shirt. Er machte dazu noch ein böses Gesicht und zeigte seine Muskeln. Daneben stand, ein paar Zentimeter kleiner, Jupp im Motörhead-Shirt, mit abstehenden Haaren, fast im Afrolook, was ihm später Vergleiche mit dem Gitarristen der Melvins eingebracht hatte, worauf er noch heute stolz war, obwohl er längst eine Glatze hatte. In seinen Armen hielt er mich als Dreijährigen in einer lä-

cherlich bunten Latzhose. Von Mutter hatten wir alle die dicken schwarzen Locken geerbt und von Vater die Glatze. Und damit ist eigentlich alles über unsere Familienkonstellation gesagt. Robbser trug seine Platte seit ein paar Jahren im Stil der Samurai, also das restliche Haar über den Ohren rasiert und hinten im Pferdeschwanz, und Jupp seine Halbglatze mit immer etwas zu langem Resthaar. Ich hatte seit Jahren eine störrische Kurzhaarfrisur, die nach oben abstand und sich konsequent weigerte, meine unaufhaltsam wachsenden Geheimratsecken zu verdecken. Alles zusammengenommen hatten die männlichen Mitglieder meiner Familie wohl das Geld für einen Mittelklassewagen in Haarwuchsmittel investiert.

Ich erreichte Robbser auf dem Handy.

»Wo bist du?«

»Im Büro. Warum?«

Um das Geld, das wir mit unseren Einbrüchen machten, zu waschen, besaß er zwei kleine Unternehmen, einen *Haus-Allround-Service* nach amerikanischem Vorbild, der Wachsutz und Dienstleistungen rund um Haus und Garten anbot, und einen Massagesalon, der von seiner Frau Chantal betrieben wurde. Den nannte sie *Studio*, er einfach Bumsbude. Die Umsätze dort waren größtenteils frei erfunden, wobei Robbser allerdings mir gegenüber schon den Verdacht geäußert hatte, seine Frau würde gelegentlich »Ernst machen«, worauf ich geantwortet hatte: »Welchen Ernst?« Er lachte aber grundsätzlich nur über seine eigenen Witze.

»Ich glaube, sie waren hier und haben Vadder mitgenommen.«

»Wer? Die Bullen?«

»Nein ...« Ich erzählte ihm, was passiert war. »Wenn sie wissen, wo wir wohnen, kennen sie vielleicht auch deine und Jupps Adresse. Was machen wir jetzt?«

»Jetzt mal langsam, wer sollen denn die sein?« Doch etwas in seiner Stimme sagte mir, dass er nicht so cool war, wie er tat.

»Die Rumänen, die Mafia, Auftragskiller von der CDU, was weiß ich!«

»Die kommen doch nicht und entführen einen alten Mann, Alfie, die hätten uns alle gleichzeitig hopsgenommen. Und vor allem, warum sollten sie das tun?«

»Weil wir neulich bei diesem Heini in der Wohnung waren.«

»Und?«

»Weil ich glaube, dass du ihn doch erpresst hast, obwohl Jupp und ich dagegen waren.«

Pause. Eine ziemlich lange Pause.

Dann zischte ich: »Scheiße! Sag, dass es nicht wahr ist!« Denn insgeheim hatte ich gehofft, dass ich wirklich nur der hysterische kleine Bruder eines Einbrechers war und nicht der eines echten Scheißgangsters.

»Puh, Alfie, Chantal ist allein zu Hause.«

Das machte mir keine Sorgen, denn Chantal war eine echte Rockertussi, deren blonde Mähne im Gegensatz zu ihren durchtrainierten Oberarmen stand. Außerdem hatten sie einen Dobermann im Haus, dem ich so weit aus dem Weg ging, wie es nur möglich war.

In dem Moment kam Mutter ins Zimmer. Ihre Stimme zitterte.

»Du, Alfie, ich hab da was gefunden.«